

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 33

Artikel: Die Probe

Autor: Lötscher, E.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646599>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Probe

Skizze von E. Löttscher

„Weine nicht, Liebling, deinem Vater ist es jetzt wohl. Ver-
gib nicht, daß er von seinen Schmerzen erlöst ist. Er hat lang
und viel gelitten, gönne ihm den Frieden, mein Herz.“ So
redete Kurt Berger tröstend auf Elisa Weder, seine Geliebte,
ein. Sie saßen auf einer Bank im Stadtpark und Kurts Hand
umfaßte leidenschaftlich die schmale Rechte seiner Liebsten.

Elisas Tränen versiegten.

„Verzeih, Kurt, daß ich mich gehen ließ! Aber es kam so
plötzlich, so unerwartet!“ entgegnete sie leise.

„Der Tod kommt immer unerwartet. Auch demjenigen, dem
er als Erlöser willkommen ist.“

„Das ist es ja nicht allein, Kurt, was mich schmerzt.“

„Nicht? Was ist es denn, sprich!“

„Kurt — sei nicht böse — es ist — wir sind arm.“

Kurt Berger zuckte unmerklich zusammen.

„Ich verstehe dich nicht, Elisa! Dein Vater war doch bisher
in gutbezahlter Stelle, lebte still und zurückgezogen . . .“

„Gewiß, Kurt, aber er hat sein Vermögen kurz vor dem
Tod durch Bürgschaft verloren. Das mag ihm den Todesstoß
verlebt haben. Was wird nun aus uns werden?“ Ein banger
Blick stahl sich zum Geliebten hinüber.

Kurt Berger bemerkte es kaum.

„Armes Lieb! Darum deine Fassungslosigkeit. Natürlich
ändert das nichts an unserer Liebe. Siehe, ich bin selbst gut
gestellt, habe einen sichern und schönen Verdienst, der ausreicht,
für dich und Mutter zu sorgen. Grüme dich deswegen nicht,
Liebste.“

Mit Elisa ging eine merkwürdige Veränderung vor. Sie
erschraf und wurde verlegen. Sie rückte von ihrem Liebsten
ab, sodaß es Kurt befremde.

„Ist es dir nicht recht so, Liebste?“

Ein gequälter Zug trat in Elisas Gesicht.

„Gewiß!“ sagte sie tonlos und ein Zittern überließ ihre
feine Gestalt. Sie erhob sich und Kurt folgte ihrem Beispiel.

„Du bist erregt, Elisa! Komm, ich bringe dich nach Hause.“

Elisabeth nickte stumm und schritt schweigend an seiner
Seite. Als Kurt sie in die Wohnung bringen wollte, wehrte
Elisa erschrocken ab.

„Bitte nicht, Kurt!“ bat sie dringend und sofort gehorchte er.

„Auf Wiedersehen, morgen!“ sagte er, ein wenig verletzt und
machte sich auf den Heimweg. Er sah nicht, wie Elisa ihm mit
todmunden Augen nachschauten, bis er um die Ecke bog. Er
wußte nicht, wie sehr sie sich vor ihm schämte.

Wie gehecht floh sie ins Haus, suchte ihre Kammer auf und
warf sich ausschluchzend aufs Bett und weinte herzbrechend.

Am Abend beim Essen wandte sich Frau Weder an ihr
einziges Kind.

„Und jetzt — wie hat es Kurt aufgenommen?“ Kalt for-
schend ruhte das Mutterauge auf dem erbleichenden Gesicht der
Tochter.

Elisas Augen feuchteten sich. „O, ich schäme mich, Mama,
es war schlecht von mir, Kurt auf die Probe zu stellen, er meint
es doch so gut mit uns. Er hat mich getröstet und gesagt, daß
er genügend besitze, um für uns beide zu sorgen.“

„So — hat er das gesagt? Nun, dann wirst du dich eben
auf andere Weise von ihm zurückziehen müssen. Jetzt, wo es
sich herausgestellt hat, daß wir bedeutend reicher sind, als wir
glaubten, kannst du andere Partien machen.“

Elisa schoß das Blut heiß zu Kopfe und kampfesmutig
blickte sie die Mutter an.

„Das werd' ich ganz gewiß nicht tun, Mama. Nein, es
war schon nicht schön von mir, daß ich mich überreden ließ, ihn
auf die Probe zu stellen. Ich habe damit sein Vertrauen ver-
letzt“, entgegnete Elisa mit fester Stimme.

„Du wirst tun, was ich will, verstanden!“ sagte die Mutter
kalt. Elisa schwieg, wandte sich und verließ das Gemach.

In ihrem Zimmer saß sie lange am Fenster und überlegte,
was sie tun wolle. Und dann, als es still im Hause wurde,
schlüpfte sie leise hinaus und lief wie gehetzt vor ihres Liebsten
Wohnung. Sie sah noch Licht in der Stube, einen Schatten am
Fenster und zögernd drückte sie auf die Klingel.

Ein Fenster öffnete sich, sie hörte Kurts Stimme, der nach
der Ursache der Störung fragte. Er konnte sie von oben nicht
sehen, denn sie drückte ihren Körper fest an die Tür, weil sie
sich schämte.

Noch einmal hörte sie seine Stimme. Ihr Herz kloppte fast
hörbar und endlich gab sie Antwort.

„Ich bin's Kurt, darf ich hereinkommen?“

„Du — Elisa?“ Verwundert rief er es, dann schloß sich das
Fenster und bald hörte sie seine Schritte im Treppenhaus. Und
dann öffnete sich die Tür und Kurt zog das Mädchen in den
Flur und schloß die Tür.

„Was ist, Liebling?“ erkundigte er sich teilnehmend.

Ein Tränenstrom brach aus Elisas Augen, sie war un-
fähig, ein Wort hervor zu bringen. Kurt wurde es unbehaglich.
Aber er sprach nicht weiter auf sie ein und führte sie zu seiner
Mutter in die Stube.

Frau Berger zog schweigend das weinende Mädchen in ihre
Arme und bedeutete mit den Augen dem Sohn, das Zimmer
zu verlassen. Kopfschüttelnd gehorchte dieser.

Kurts Mutter wartete geduldig, bis Elisas Tränen ver-
siegten, dann begann sie leise auf sie einzureden.

„Was ist, Kind, was hat dich so verstört?“

Elisa schmiegte ihr Köpfchen an Frau Bergers Schulter.
„O Mutter, ich habe mich schwer versündigt“, kam es stockend
über ihre Lippen.

Die Mutter zog Elisa neben sich auf den Diwan und tröstend
fuhr ihre Hand über den Scheitel des Mädchens.

„s wird nicht so schlimm sein, Kind!“ munterte die erfah-
rene Frau das Mädchen auf und dann erzählte Elisa stockend,
wie sie den Einflüsterungen der Mutter unterlegen und Kurt
auf die Probe gestellt habe.

Frau Bergers Gesicht wurde ernst.

„So schlimm ist es ja nicht! Aber etwas mehr Vertrauen
hättest du doch zu Kurt haben dürfen. Es ist schön, daß du den
Fehler eingesehen und jetzt kann ich dir nur raten, Kurt reinen
Wein einzuschenken. Daz du von selber gekommen, wird ihm
beweisen, daß es dir mit deiner Reue ernst ist.“ Und Frau
Berger erhob sich und rief Kurt herbei. Sie aber zog sich in ihr
Zimmer zurück.

Als Kurt über die Schwelle trat, stand Elisa mit hängenden
Armen und schuldbewußter Miene im Zimmer.

Rasch trat er auf sie zu und führte sie zum Diwan.

„Was drückt dich, Liebste? Sieh, ich sehe es dir an, daß
du etwas auf dem Herzen hast.“

Elisa nahm allen Mut zusammen und beichtete mit stocken-
der Stimme ihr Vergehen. Sie wagte dabei nicht, dem Liebsten
ins Auge zu blicken und so sah sie die Unmutsfalte nicht, die
auf seiner Stirne stand.

„War das nötig, Elisa?“ fragt er ernst.

„Bergib mir, Kurt! Du weißt ja nicht, wie man mir zu-
gesetzt!“

„Höre Elisa! Ich habe nie auch nur einen Augenblick an
dir gezweifelt. Was du mir bekannt, hat mich tief erfüllt.
Ich habe so felsenfest auf dich gebaut und geglaubt, daß du
nicht weniger Vertrauen zu mir haben werdest, wie ich zu dir.“

„Kurt! Ich weiß, ich bin schuldig geworden. Aber jetzt —
verläß mich nicht. Laß mich hier, ich habe keine Mutter mehr!“

„Elisa! Das kann nicht dein Ernst sein!“ rief Kurt er-
schrocken aus.

„Doch, Kurt! Ich will nicht mehr nach Hause, laß mich hier.“

Kurt redete beruhigend auf Elisa ein.

„Höre mich, Liebste. Du hast mich auf die Probe gestellt. Nun gut, ich habe sie bestanden. Und wenn du mich wirklich liebst, dann geh nach Hause. Sprich morgen noch einmal mit deiner Mutter. Sage ihr, daß du nicht von mir lassen willst und dann — wenn deine Mutter darauf beharrt, daß wir uns trennen sollen, dann komm zu uns. Nicht war, auch du unterwarfst dich dieser Probe?“

Elija nickte schweigend. Und Kurt begleitete sie bis zu ihrem Haus.

Am folgenden Morgen trat Elija noch einmal vor die Mut-

ter und nach längerer, ernster Unterredung gab sich diese geschlagen.

Als die Beerdigung von Elisas Vater vorüber und Kurt am Abend sich von Elisa verabschiedete, wandte sich diese an den Liebsten.

„Ich danke dir, Kurt, daß du mir Gelegenheit gegeben, mich selbst auf die Probe zu stellen. Ich habe um dich gekämpft und habe gesiegt. Bist du jetzt zufrieden mit mir?“

Da zog Kurt die Liebste statt aller Antwort ans Herz und küßte die ihm willig dargebotenen Lippen.

Der Dienstweg

Von Paul Altheer

Es gibt immer noch sehr viele Zeitgenossen, die nicht wissen, was mit der Bezeichnung Dienstweg gemeint ist.

Man stelle sich den Betreibungsbeamten Perlhase vor. Das ist sehr einfach:

Ein ganz gewöhnlicher Durchschnittsbeamter, wie es Hunderte, nein Tausende gab. Nicht einmal seine Gesichtszüge hatten ein eigenes Gepräge. Wenn man Perlhase zum erstenmale sah, kam er einem gleich so bekannt vor, daß man sich unwillkürlich fragte, wo man diese Perle schon gesehen hatte.

Aber man hatte ihn noch nie gesehen. Und doch sah man ihn wieder am nächsten, am übernächsten Tag, an allen folgenden Tagen im Osten, Westen, Norden, Süden des Landes.

So war Perlhase. Und außerdem Betreibungsbeamter. Und alles das war er in einem kleinen Land auf dem Balkan.

Na ja! Wo denn sonst? In einem anderen Lande darf man eine derartige Geschichte nicht erleben, ohne daß es zu Konflikten mit derjenigen Partei kommt, die den Nationalstolz mit Löffeln gegessen und die ergiebigsten Buchtanstalten für weiße Mäuse und Blindschleichen hat.

Also: Perlhase hatte schon sein fünfundzwanzigstes Dienstjahr hinter sich und noch immer keine begründete Aussicht auf Beförderung.

Infolgedessen mußte etwas geschehen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Dieses hätte allerdings schon vor fünf Jahren geschehen müssen. Jetzt aber war es höchste Zeit.

Und wie das immer so ist:

Wenn die Not am größten, ist ein schlechter Reim am nächsten. Perlhase hatte eine Idee:

Bei einem verkommenen Grafen, der immerhin sein Geschlecht auf direktestem Wege auf die regierende Dynastie zurückleitete, sollte gepfändet werden.

Und nun fand der Betreibungsbeamte Perlhase mit einem Male, daß das nicht gehe, daß es ihm gegen den geleisteten Treueschwur für das regierende Königshaus sei, bei einem Sprößling ausgerechnet dieses Hauses zu pfänden. Sein Patriotismus vertrage das nicht, und er litt Schaden an seiner Seele, wenn er das täte.

Er verfaßte ein Schreiben, in dem er all diese Gründe klarlegte und übergab es seinem nächsten Vorgesetzten. Mit ruhigem Gewissen aber legte er sich auf diesem guten Kuhbett schlafen und tat dies sehr lange.

Denn jetzt konnte es nicht mehr schief gehen. Jetzt mußte man auf ihn aufmerksam werden. Jetzt endlich mußte man seinen glühenden Patriotismus beachten.

Sein direkter Vorgesetzter las das Schreiben, und nachdem dies geschehen war, leitete er es auf dem Dienstweg weiter an seinen seinerzeitigen direkten Vorgesetzten.

Und so geschah es noch ein paar Mal. Jeder Vorgesetzte, der das immerhin interessante Schreiben erhielt, las es, legte es einige Wochen in seinen Briefstöck für „Unerledigtes“ und gab es alsdann an seinen direkten Vorgesetzten weiter.

Bis das Schreiben eines Tages bei jenem Manne landete, der es nicht mehr weiter leiten konnte.

Weil er der Minister des Ressorts war.

Inzwischen allerdings war allerhand geschehen. Unter anderem zum Beispiel hatte sich die Monarchie in jener Eile, die man Revolution nennt, in eine Republik verwandelt. Und der Minister des Ressorts war nicht mehr ein Beamter des regierenden Hauses, weil das regierende Haus nicht mehr regierte. Sondern er war ein Beamter der Republik und las pflichtschuldig das devoteste Schreiben des Herrn Perlhase, das vor anderthalb Jahren verfaßt und eigentlich ganz und gar nicht an ihn gerichtet worden war.

Und es war eines seiner ersten Amtshandlungen als Minister des Ressorts, was er da arbeitete, indem er das Schreiben Perlhauses las.

„Aha!“ dämmerte es ihm auf.

„Ein schöner Republikaner. Das ist ja Reaktion im höchsten Grade! Diesem Herrn Perlhase wollen wir den Respekt vor der Republik beibringen, und das wollen wir.“

Und er verfaßte ein Schreiben, in dem er Perlhase für den nächsten Montag, nachmittags drei Uhr zu sich auf sein Bureau zitierte.

Als Perlhase dieses Schreiben erhielt, schwoll ihm der Ramm — oder was man so nennt. Von der Revolution hatte er zwar durch seine Zeitung gehört. Er hatte aber keine Ahnung davon, daß sie auch ihn anging.

Er schwebte im siebten Himmel vor Wonne darüber, daß es ihm vergönnt sein sollte, vor dem Minister des Ressorts seine Vorschläge zu unterbreiten. Daß die Revolution auch nur das Geringste mit ihm zu tun haben könnte, das war ein Gedanke, so absurd, daß er ihn weit von sich tat. Er war glücklich darüber, daß es ihm vergönnt sein sollte, mit dem Minister des Ressorts über eine Sache zu reden, die ihm wirklich tief am Herzen lag. Daß inzwischen aus der Monarchie eine Republik geworden war . . .

Nein, an alles konnte man nicht denken.

Bitternd stand er vor seinem Minister, vor seinem Dienstgewaltigen und harzte der Belobigungen, die es nun auf ihn herunterregnen mußte. Statt dessen, was gab es?

Der Minister setzte seine würdevollste Amtsmiene auf und sagte, ganz im Gegensatz zu dem, was Perlhase erwartet hatte:

„Ihr Schreiben zeugt von einer Gesinnung, die in unsere Gegenwart nicht paßt. Beamte mit diesem Horizont können wir nicht brauchen. Wir können aber auch Privatleute nicht brauchen, die so denken, wie Sie.“

So bleibt nichts übrig, als reinen Tisch zu machen. Es tut mir leid um Sie, Herr Perlhase. Ihr Brief beweist, daß Sie denken können. Aber was Sie vor anderthalb Jahren gedacht haben, kommt heute ein bißchen verspätet. Wie gesagt: Es tut mir leid um Sie . . . Aber eben . . .“

Dann ließ er den Motor eines Lastwagens anlaufen, wie er es aus dem fernen Osten gelernt hatte.

Perlhase aber biß ins Gras, anstatt in die Kaviarbrötchen einer verbesserten Position hinein.

Warum?

Weil seine Meinung anderthalb Jahre zu spät an ihrer Bestimmung eingetroffen war.